

„Biographieforschung“ – Reflexionen zu Anspruch und Wirkung eines sozialwissenschaftlichen Paradigmas

Bettina Dausien¹

Zusammenfassung

Der Beitrag diskutiert Entwicklungen und Positionsbestimmungen der Biographieforschung angesichts aktueller Debatten und Herausforderungen. Ausgehend von der Frage, wie das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft in den Anfängen der Biographieforschung gedacht wurde, richten sich die Überlegungen darauf, wie sich die Biographieforschung – im Kontext gesellschaftlicher Verschiebungen eben jenes Verhältnisses – selbst verändert hat und welche Forschungsperspektiven gegenwärtig auf der Tagesordnung stehen. Grundlage ist eine Rede anlässlich des Symposiums zur Verabschiedung von Wolfram Fischer im Oktober 2013 an der Universität Kassel.

Einleitung

Akademische Abschiedsrituale wie Vorlesungen oder Symposien sind nicht nur Anlass zur Würdigung der wissenschaftlichen Biographie einer Person, sie bieten auch Gelegenheit zur Rückschau auf die Geschichte des Forschungsfeldes, in dem die Person tätig war und dem in der Regel auch die anwesenden Mitglieder der *scientific community* in der einen oder anderen Weise verbunden sind. Wolfram Fischer, dessen akademische Verabschiedung Anlass für die folgenden Überlegungen war², gehört zu den Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen, die den deutschsprachigen Diskurs der sozialwissenschaftlichen Biographieforschung seit den 1970er Jahren nicht nur inhaltlich geprägt haben, er hat sich auch, gemeinsam mit Kolleginnen und Kollegen, über viele Jahre wissenschafts- und fachpolitisch für die Etablierung des Forschungsfeldes engagiert. So war er aktiv an der Gründung der Sektion Biographieforschung beteiligt und hat deren Profil über viele Jahre verantwortlich mitgestaltet.³ Durch sein Engagement in internationalen Kontexten und dem 1984 in der *International Sociolo-*

1 Bettina Dausien ist in Nachfolge von Charlotte Heinritz neue Co-Herausgeberin und Mitredakteurin von BIOS. Herausgeber und Redaktion freuen sich auf die Zusammenarbeit (d. Red.).

2 Der folgende Beitrag ist eine nur leicht überarbeitete, um persönliche Anmerkungen bereinigte Fassung des Vortrags, den ich auf dem Symposium zum Abschied von Wolfram Fischer am 18. Oktober 2013 an der Universität Kassel gehalten habe.

3 Wolfram Fischer gehörte bereits zu der 1979 gegründeten Arbeitsgruppe Biographieforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, die er ab 1981 gemeinsam mit Martin Kohli, Joachim Matthes und Leopold Rosenmayr koordinierte, ab 1984 dann mit Erika M. Hoerning, Hanns-Georg Brose und Günther Robert und ab 1986 mit Werner Fuchs. Mit der Gründung der Sektion Biographieforschung in der DGS im Jahr 1986 wurde ein dreiköpfiges Sprecherinnen- und Sprechergremium eingerichtet, dem Fischer zunächst als Mitglied und später als Sprecher angehörte.

gical Association gegründeten *Research Committee on Biography and Society*, dessen Vorstand er in verschiedenen Wahlperioden angehörte, hat er auch zur internationalen Vernetzung der deutschsprachigen Biographieforschung beigetragen. Es liegt deshalb mehr als nahe, das berufsbiographische Ereignis der Verabschiedung auch als Moment des Innehaltens und Zurück- und Vorausschauens auf das Fach zu nutzen. Dies ist Gegenstand der folgenden Ausführungen.⁴

Der Abschied eines älteren Weggenossen⁵ erinnert daran, wie rasch die Zeit vergeht. War es nicht erst vor Kurzem, dass wir gemeinsam über die theoretischen und methodologischen Möglichkeiten einer Forschungsrichtung diskutiert haben, die noch ziemlich neu war in der deutschsprachigen Sozialwissenschaft und die gerade deshalb einen Reiz hatte, weil sie Neues versprach und Denkmöglichkeiten eröffnete jenseits der eingefahrenen Arbeitsteilungen und konzeptuellen Trennungen zwischen den Disziplinen, zwischen Mikro- und Makroanalyse, zwischen Struktur und Handeln, zwischen statistischen Surveys und philosophisch-hermeneutischen Reflexionen? Mit den neu gefundenen und erfundenen Ansätzen der Biographieforschung in den späten 1970er und frühen 1980er Jahren schien es möglich, Fragen nach Subjektivität, Identität, Leiblichkeit, nach der Logik individueller Zeitkonstruktionen, nach Erfahrungen und Erwartungen im Alltag und im Horizont der Lebenszeit und viele weitere Fragen, die das Alltagsleben und -denken konkreter Subjekte betrafen, mit der Analyse gesellschaftlicher Strukturen, Klassen- und Geschlechterverhältnisse, soziokultureller Milieus und institutioneller Ordnungen zu verbinden. Das war theoretisch anregend, ja aufregend und anspruchsvoll und hat zugleich, auf einer ganz konkreten Ebene der Forschungspraxis, „Spaß“ gemacht. Die Methoden und Materialien der Biographieforschung, die Arbeit mit Geschichten, hatten in den Anfängen fast experimentellen Charakter. Es ging um das Ausprobieren eines neuen, narrativen Interviewverfahrens, das von Fritz Schütze an der Universität Bielefeld entwickelt und zunächst in Form eines maschinengeschriebenen, vielfach kopierten Projektpapiers (Schütze 1977) – einer Textsorte, die es heute kaum noch gibt – in die wissenschaftliche Öffentlichkeit gelangte. Es ging um Tipps und Tricks beim Transkribieren der Interviews, die mit klobigen Tonbandgeräten aufgenommenen und auf großen Spulen gespeichert wurden. Es ging um die Suche nach geeigneten Auswertungsmethoden, um ein Erproben und Vergleichen unterschiedlicher Ansätze an exemplarischem Material⁶, und es ging

4 Dabei geht es trotz des Anlasses ausdrücklich nicht um eine Würdigung der wissenschaftlichen Lebensleistung von Wolfram Fischer – zum einen weil diese im Kontext der akademischen Feier an anderer Stelle vorgetragen wurde, zum anderen weil mit dem Ausscheiden aus der beruflichen Position an der Universität Kassel Fischers wissenschaftliche Arbeit nicht beendet ist. Ich werde im Folgenden also nur gelegentlich und unsystematisch auf diese verweisen.

5 Die Perspektive, aus der ich schreibe, hat auch mit meiner eigenen Geschichte in der Biographieforschung zu tun. Aufgrund persönlicher Kontakte hatte ich das Glück, schon Ende der 1970er Jahre als Studentin nicht nur über die Rezeption von Texten, sondern durch Teilnahme an Symposien und Tagungen die Aufbauphase der deutschsprachigen Biographieforschung miterleben zu können und mich zunehmend auch an ihr zu beteiligen. Auch meine erste Begegnung mit Wolfram Fischer fand im Rahmen eines Arbeitstreffens in der Vorphase der Sektionsgründung statt. Später haben wir gemeinsam verschiedene Sektionsveranstaltungen (mit-)organisiert, u.a. die Tagung „Biographie und Leiblichkeit“ 1997 in Bremen. Ich danke Wolfram Fischer an dieser Stelle für die inhaltlich anregenden, persönlich und wissenschaftlich offenen Begegnungen, die über wechselnde Zeiten und institutionelle Kontexte hinweg bis heute immer wieder möglich sind.

6 Solche „intermethodologischen“ Diskussionen, in denen Vertreterinnen und Vertreter unterschiedlicher theoretischer und methodischer Richtungen ihre Analyseperspektiven auf dasselbe Interviewmaterial

bereits damals um ethische Ansprüche und die Frage, wie man eine Forschung nicht *über*, sondern *mit* den „beforschten“ Subjekten machen kann⁷. Und immer wieder ging es um neue Themen und Fragestellungen, die aus der Komplexität und Lebensnähe des Materials erwuchsen. Es war eine lebendige Forschungspraxis in einer historisch-gesellschaftlichen Situation, die mit Gefühlen von Lebendigkeit und Aufbruch und mit Gestaltungsspielräumen verbunden war, wissenschaftlich und persönlich. Vielleicht hat es auch mit der Lebensphase zu tun, in der sich die meisten der Akteurinnen und Akteure damals befanden; es waren überwiegend jüngere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, viele noch nicht in etablierten Positionen, einige noch in der Phase des Studiums. – Aber vielleicht ist diese Lesart auch nur eine „biographische Konstruktion“, eine „Illusion“. Meine eigene? Eine kollektive? Zeitgeist? Soziale Erfahrung?

Fest steht: Die erinnerte Situation ist *verdamp lang her* (BAP). Seitdem haben sich die biographischen wie die wissenschaftlichen Koordinaten geändert. Die Wissenschaft und vor allem die Universitäten haben sich verändert, in Ausmaß und Richtung fast erschreckend. Es gibt einen Abstand zum damaligen Lebensgefühl und eine objektive Differenz zu den damaligen Arbeitsbedingungen.

Die Biographieforschung hat sich im Regelbetrieb vieler Universitäten etabliert. Sie hat eine mehr oder weniger geschätzte, insgesamt anerkannte Position in der *scientific community* erreicht. Es gibt Zeitschriften, eine kaum noch überschaubare Zahl von Publikationen und empirischen Studien zu allen möglichen Themen und Lebenssituationen. Es gibt gewiss auch immer wieder neue, originelle Fragestellungen, aber der „Hype“ scheint vorbei zu sein. In manchen Kontexten und *communities* scheint der Biographieforschung fast etwas Romantisch-Altmodisches anzuhaften: als ein Ansatz, der noch an das „Subjekt“ glaubt, womöglich noch mit längst dekonstruierten Annahmen von Autonomie, Identität und Handlungsfähigkeit arbeitet. Insbesondere die Subjektkritik im Anschluss an Foucault und Butler hat hier Fragen aufgeworfen, die auch die Biographieforschung tangieren (vgl. dazu Schäfer/Völter 2009), aber auch systemtheoretische Argumente stellen die Subjektkonstruktion der Biographieforschung in Frage (vgl. bereits Nassehi 1994). Andererseits nehme ich, in den zufälligen Ausschnitten meiner wissenschaftlichen Tätigkeit, auch Gegenteiliges wahr: ein immer wieder neues Interesse an der Biographieforschung, das aus ähnlichen Motiven der Kritik und des Neu- und Andersdenkens gespeist wird wie seinerzeit und vielleicht nicht zufällig auf einen Ansatz stößt, der verspricht, die Stimme der Subjekte durch die gesellschaftlichen Machtverhältnisse hindurch und, hin und wieder, auch *gegen* sie wahr- und ernst zu nehmen.

anwendeten und reflektierten, wurden auch publiziert (vgl. z.B. Heinze/Klusemann/Soeffner 1980; Kokemohr/Marotzki 1989; Marotzki/Kokemohr 1990).

- 7 Diese in den 1970er und 1980er Jahren sehr intensiv geführten Debatten waren inhaltlich allerdings anders gelagert als die zuletzt aufgekommenen Diskussionen. Damals ging es vor allem um die Beziehung zwischen Forschenden und „Beforschten“ in einem gesellschaftlich und politisch verstandenen Feld von Machtbeziehungen (vor allem im Hinblick auf Klassen- und Geschlechterpositionen) und um die Frage, wie Forschungsergebnisse an die Informanten „zurückgegeben“ werden können. Die heutigen Debatten kreisen einerseits um das Thema des Umgangs mit den Daten, womit angesichts der technologischen Möglichkeiten der Speicherung und Nutzung von Massendaten ganz neuartige Problemlagen verbunden sind, andererseits um Fragen der Reflexion des eigenen Involviertseins der Forschenden in Machtverhältnisse, die insbesondere mit Blick auf postkoloniale Konstellationen thematisiert werden (vgl. Unger u.a. 2014).

Ich will diese unsystematischen, meinen eigenen biographischen Erinnerungen und Deutungen verhafteten Reflexionen hier abbrechen und sie durch etwas distanziertere Überlegungen ablösen. Gegenstand ist die aktuelle Situation der Biographieforschung im Lichte ihrer Geschichte. Ich wähle dafür eine historische Darstellungsfigur, eine Narration. Sie gliedert sich in drei Teile: Zunächst erinnere ich an die Anfänge des biographischen Paradigmas als historischem Ort und wissenschaftlichem Anspruch (1), anschließend skizziere ich dessen Wiederaufnahme, Neuentwurf und Etablierung in der deutschsprachigen Sozialwissenschaft (2), um schließlich nach aktuellen Perspektiven der Biographieforschung zu fragen (3). Trotz des Anscheins einer Chronologie erlaubt das Format des Vortrags – auch in der hier publizierten Form – weder Systematik noch historische Detailliertheit. Die folgenden Gedanken sind kursorisch, thesenartig und wollen zum Weiterdenken und Diskutieren anregen.

1. Die Anfänge des biographischen Paradigmas als historischer Ort und wissenschaftlicher Anspruch

Biographieforschung ist mehr als eine Methode; und sie erschöpft sich auch nicht darin, Biographien zu erforschen. Ich verwende hier den durchaus umstrittenen und inflationär gebrauchten Begriff des Paradigmas (vgl. dazu Kuhn 1967 und 1976; Lakatos 1982), um auszudrücken, dass es sich um einen komplexen Forschungsansatz handelt, der sich um einen theoretischen „Kern“ formiert, oder besser: der ein Kernproblem bearbeitet und zu dieser Bearbeitung methodologische und methodische Strategien entwickelt hat. Mit diesem „Forschungsprogramm“ (Lakatos) werden sehr diverse Themen in durchaus unterschiedlichen disziplinären Kontexten bearbeitet. Verbindend ist nicht ein Thema oder ein abgrenzbarer Ausschnitt sozialer Wirklichkeit, schon gar nicht der Gegenstand „Individuum“, sondern eine grundlegende Perspektive auf soziale Wirklichkeit. Hinzu kommt, so meine These, ein zweites verbindendes Moment, nämlich eine – bei allen methodischen Unterschieden im Detail, die sich zwischen „Schulen“ der Biographieforschung finden lassen – ähnliche Forschungspraxis.

Worin besteht nun diese Perspektive der Biographieforschung und welchen Gegenstand konstituiert sie? Ich zitiere eine Passage aus einem Grundsatzartikel, den Wolfram Fischer 1987 gemeinsam mit Martin Kohli veröffentlicht hat. Sie ist noch immer geeignet, die Stoßrichtung sozialwissenschaftlicher Biographieforschung zu verdeutlichen. In ihrer Argumentation grenzen sich die Autoren zunächst von einer älteren Auffassung ab, die Biographieforschung als spezifisches Forschungsinstrument – als „biographische Methode“ – verstanden hatte, und setzen eine weitergefasste und anspruchsvollere Perspektive dagegen:

Es geht vielmehr um eine theoretische Entfaltung von Biographie als Bestandteil der Sozialwelt. Wir verstehen Biographie als sozialweltliches Orientierungsmuster. (Wir könnten auch von Biographie als einem ‚Regelsystem‘ sprechen – vgl. Kohli 1985:1; allerdings gehen damit Konnotationen einher, die genauer expliziert werden müssten, um Abgrenzungen zur Systemtheorie und einem starren Regelbegriff sichtbar zu machen.) Deutlicher, um einer weit verbreiteten Fehlrezeption biographischer Forschung entgegenzutreten: Nicht das Individuum ist Thema soziologischer Biographieforschung, sondern das

soziale Konstrukt ‚Biographie‘ (Fischer/Kohli 1987: 26; Hervorhebung im Original).

Um das damit verbundene Forschungsprogramm zu umreißen, rekurren Einführungstexte (z.B. Fuchs-Heinritz 2005; Fischer-Rosenthal 1991c) nicht zufällig auf den historischen Kontext der Chicagoer Soziologie und auf eine Studie, die bereits in den zeitgenössischen Forschungsdiskursen als Paradigma (hier im Sinne eines Beispiels) gehandelt wurde: die von William Thomas und Florian Znaniecki 1918-20 zuerst publizierte Migrationsstudie *The Polish Peasant in Europe and America* (vgl. Fischer-Rosenthal 1991a).

Ohne die interessanten theoretischen und methodologischen Explikationen dieser Studie hier angemessen diskutieren zu können, sollen drei wichtige Aspekte des damaligen Forschungsansatzes in Erinnerung gerufen werden:

(1) Der erste Aspekt betrifft den Zusammenhang zwischen gesellschaftlichem Wandel und seiner wissenschaftlichen Beobachtung: Die Entstehung der soziologischen Biographie- und Lebenslaufforschung⁸ ist eng mit der historischen Veränderung ihres Gegenstandes verbunden. Die Schule qualitativer Sozialforschung, die sich Ende des 19. Jahrhunderts an der *University of Chicago* in der Theorietradition des Pragmatismus und Interaktionismus entwickelte und bis in die 30er Jahre des 20. Jahrhunderts hinein höchst produktiv entfaltete, reagierte mit einer ausgeprägten empirischen, aber auch theoretischen Neugier auf die aktuellen sozialen Veränderungen der expandierenden, ja explodierenden urbanen Migrationsgesellschaft. Der Umbau der Gesellschaft und die damit einhergehende Herauslösung der Individuen aus sozialen und kulturellen Bindungen, aber auch aus lokalen Lebenswelten, die Auflösung und Transformation der Sozialformen, das Fraglichwerden bislang gültiger Werte und Normen sowie die Konfrontation mit bislang unbekannten Lebensentwürfen und Orientierungsmustern im Zuge von Migrationsprozessen wurden hier, in der Stadt Chicago, wie im Zeitraffer ganz konkret erfahrbar. In diesem historischen Zusammenhang drängte sich die Frage auf, wie die davon erfassten Menschen diese Prozesse erfahren und verarbeiten, wie sie sich handelnd orientieren und ihre Welt mitgestalten. Biographien wurden zu einem Gegenstand der Reflexion: Wie soll/kann ich leben? Worauf kann ich bauen? Woran soll ich mich halten, wenn die Erfahrungen der Vorgeneration nicht mehr „passen“? Welche Pläne kann ich machen, um in dieser mir unbekannten „neuen Welt“ zurechtzukommen, gar Erfolg zu haben? Macht es überhaupt Sinn, Pläne zu machen? Oder verschiebe ich das Planen auf später – überlasse es vielleicht gleich der nächsten Generation?

Fragen wie diese sind Ausdruck (und Bearbeitungsmedium) einer gesteigerten Selbst-Reflexivität; sie markieren eine Form des Selbst- und Weltbezugs, die auf die Konstruktion biographischen Sinns verweist. „Biographie“ als ein verzeitlichtes soziales Deutungsmuster individueller Existenz wird historisch funktional – sowohl für die Subjekte, die damit einen Rahmen für die Organisation ihrer Erfahrungen, Erwartungen und Lebensplanungen haben, den sie je individuell ausgestalten können, als auch für die Gesellschaft, die mit der Institution Lebenslauf einen neuen Modus der Integration und Kontrolle über ihre Mitglieder entwickelt, der nun direkt an den Einzelnen ansetzt und sie – ebenfalls temporalisiert – adressierbar macht. Im deutsch-

8 Auf diese Differenzierung gehe ich im Folgenden nicht weiter ein.

sprachigen sozialwissenschaftlichen Diskurs haben Martin Kohli (1985) und Alois Hahn (1987, 1988) diese modernisierungstheoretische Deutung des Lebenslaufs und seiner Biographisierung Mitte der 1980er Jahre systematisch ausgearbeitet und damit eine zentrale These der Biographieforschung etabliert.

(2) Der zweite Punkt, den ich an der frühen Chicagoer Studie hervorheben will, ist der theoretische und methodologische Anspruch, biographische Dokumente bzw. die Perspektive der individuellen Subjekte mit der Analyse des gesellschaftlichen Strukturwandels zu verbinden, einfach gesagt: der Anspruch, „Mikro“ und „Makro“ eben nicht als getrennte Ebenen zu sehen, sondern als zwei Momente eines Prozesses.

Die paradigmatische Idee, die dem *Polish Peasant* und der damals so bezeichneten „biographischen Methode“ zugrunde liegt, basiert auf einer nicht-dualistischen Gesellschaftstheorie, die sich im Rahmen des Symbolischen Interaktionismus entwickelt und insbesondere auf der von William Thomas vorgelegten Theorie sozialer Situationen beruht (vgl. Fischer-Rosenthal 1991a): Um soziale Prozesse zu begreifen, genügt es nicht, „objektive“ Faktoren und Wirkungszusammenhänge zu analysieren (wie in den Naturwissenschaften). Vielmehr müssen die „subjektiven“ Aspekte sozialen Handelns einbezogen werden, die spezifische Interpretationsleistungen darstellen. Die Wirklichkeit, die das Handeln der Akteure leitet, ist immer schon gedeutete Wirklichkeit. Soziale Wirklichkeit (*social reality*) formiert sich, so das theoretische Argument, im Zusammenspiel aus sozialen Werten (*values*), individuellen oder kollektiven Einstellungen (*attitudes*) und je neuen „Situationsdefinitionen“ (vgl. die *Methodological Note* in: Thomas und Znaniecki 1958, Part I: 1-86). Aus dieser Überlegung ergibt sich die methodologische Bedeutung persönlicher Dokumente für die Analyse sozialer Veränderungen. Dabei verfolgen die Forscher das Ziel, „allgemeine Gesetze sozialen Wandels“ zu formulieren.

The study of human personalities, both as factors and as products of social evolution, serves first of all the same purpose as the study of any other social data – the determination of social laws (Thomas und Zaniecki 1958, Part IV: 1831).

Auch wenn sich die biographischen Erfahrungen und *attitudes* von Subjekten im Einzelfall unterscheiden, so sind sie doch immer auch Ausdruck allgemeiner Strukturen und Bedingungen, die gewissermaßen durch den Einzelfall hindurch rekonstruiert werden können. Dies hat unmittelbare Folgen für empirische Forschungsstrategien:

But even when we are searching for abstract laws life-records of concrete personalities have a marked superiority over any other kind of materials. We are safe in saying that personal life-records, as complete as possible, constitute the perfect type of sociological material, and that if social science has to use other materials at all it is only because of the practical difficulty of obtaining at the moment a sufficient number of such records to cover the totality of sociological problems, and of the enormous amount of work demanded for an adequate analysis of all the personal materials necessary to characterize the life of a social group (Thomas/Zaniecki 1958, Part IV: 1832 f.; Hervorhebung im Original).

Der Vorrang biographischer Materialien und der Analyse von – gut ausgewählten – Einzelfällen gegenüber Massendaten ergibt sich somit konsequent aus den theoretischen Annahmen über das Zustandekommen sozialen Wandels. So befremdlich heute die Idee einer Suche nach allgemeinen Gesetzen gesellschaftlichen Wandels erscheinen mag, die Grundfigur der Argumentation gehört nach wie vor zum Kern des biographietheoretischen Paradigmas: der theoretische Anspruch, individuelle Biographien mit gesellschaftlichen Strukturen zusammenzudenken und im Zusammenhang zu analysieren (vgl. dazu Fischer-Rosenthal 1991b).

Eher belustigend erscheint dagegen aus heutiger Sicht das Argument, dass die Erhebung und Verarbeitung einer ausreichenden Zahl geeigneter *life-records* eine technische Schwierigkeit darstelle und eben deshalb auf andere Methoden zurückgegriffen werden müsse. Angesichts der neuen digitalen Medien lassen sich biographische Daten und Forschungsmaterialien wie Interviewtranskripte in großer Zahl herstellen, speichern und verbreiten, womit wieder ganz eigene, forschungsethische Probleme verbunden sind. Auch die methodischen Mittel zur Analyse qualitativer Daten sowie die methodologischen Konzepte haben sich in der jüngeren Biographie- und Lebenslaufforschung systematisch ausdifferenziert und weiterentwickelt. Qualitative Massendaten können mit Hilfe elektronischer Programme verwaltet und kodiert werden. Dass die „adäquate Auswertung“ biographischen Materials einen enormen Arbeitsaufwand bedeutet, hat sich freilich trotz der neuen Methoden und Techniken nicht geändert.

(3) Mein dritter Punkt betrifft die in der Chicagoer Schule formulierte und auch praktizierte Idee, Sozialforschung und Sozialtechnologie miteinander zu verbinden, d.h. aus der Gesellschaftsanalyse Konzepte für soziale Intervention abzuleiten. Die Mischung aus soziologischer Theorie, Sozialforschung und Sozialreportage⁹ war mit einem sozialen Engagement und der Idee verbunden, dass es möglich sein müsse, die soziale Welt und ihre Probleme mittels einer *conscious and rational technique* zu kontrollieren (vgl. Thomas und Znaniecki 1958, Part I: 1). Das Projekt, die Soziologie als Basis für eine vernünftige Gesellschaftsorganisation und Sozialpolitik zu nutzen und weiterzuentwickeln, war getragen von einem optimistischen Wissenschaftsverständnis, das sich am Fortschritt der Naturwissenschaft orientiert:

The marvelous results attained by a rational technique in the sphere of material reality invite us to apply some analogous procedure to social reality. Our success in controlling nature gives us confidence that we shall eventually be able to control the social world in the same measure (ebd.).

Auch wenn der Begriff der „sozialen Kontrolle“ – nicht zuletzt angesichts der historischen Erfahrungen des 20. Jahrhunderts – heute kaum derart ungebrochen formuliert werden kann¹⁰, so ist doch die Verknüpfung zwischen Sozialforschung und gesell-

9 Diese Perspektive kam insbesondere durch Robert E. Parks ins Spiel. Dazu und zur Chicago School insgesamt vgl. Bulmer 1984; Schütze 1987; Riemann 2015).

10 Aus Platzgründen kann ich hier nicht näher diskutieren, was jedoch zumindest angemerkt sein soll: Die damals formulierten Ideen einer „rationalen Sozialtechnik“ auf Basis empirischer Forschung unterscheiden sich trotz der oberflächlichen Ähnlichkeiten von heutigen Ansätzen „evidenzbasierter Steuerung“ in verschiedenen gesellschaftlichen Systemen (Gesundheit, Bildung). Geht es heute primär um eine von den sozialen Subjekten und ihren Interessen abgelöste Rationalisierung nach Vorgaben, die vor allem an ökonomischen, verwaltungs- und „messtechnischen“ Kriterien orientiert sind, so ging es da-

schaftlicher Praxis auch ein starkes Motiv der späteren „Wiederentdeckung“ der Biographieforschung in den 1970er und frühen 1980er Jahren und – unter etwas veränderten Vorzeichen – bis heute ein Kennzeichen des Paradigmas.

2. Wiederaufnahme, Neuentwürfe und Etablierung

Die drei Momente ließen sich, etwas anders gelagert, auch für die Phase der sogenannten Wiederentdeckung der Biographieforschung in der deutschsprachigen Sozialwissenschaft in den 1970er und frühen 1980er Jahren rekonstruieren. Eine Dynamisierung der gesellschaftlichen und ideologischen Verhältnisse der (west-)deutschen Nachkriegsgesellschaft, ein „Aufbrechen“ im mehrfachen Sinn, die neuen, noch unsicheren, nicht vorgelebten Lebensentwürfe, die sich im Kontext der Bildungsreform, der veränderten Arbeitsmärkte und der neuen sozialen Bewegungen artikulieren, politische Ansprüche und Kritik werden auch im Feld der Wissenschaft wirksam. Die Biographieforschung formiert sich in diesem Kontext relativ rasch als ein vielstimmiger Chor, der seine Kraft aus unterschiedlichen Quellen, auch unterschiedlichen Disziplinen und Feldern bezieht:

Da ist die Kritik an den dominanten empirischen Forschungsansätzen und Methoden in den Sozialwissenschaften, die sich im Entwurf von Alternativen – eher unglücklich¹¹ – unter dem Begriff der „qualitativen Sozialforschung“ sammelt. Es ist jedoch keine Methodenkritik um ihrer selbst willen, sie ist vielfach mit neuen inhaltlichen Themen und politischen Positionen verbunden. Ein Beispiel dafür ist die Frauenforschung, die sich zunächst in enger Verbindung mit der Frauenbewegung formiert und die gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisse zum Thema macht; ein anderes Beispiel ist die politische und wissenschaftliche Auseinandersetzung um die Bedeutung der Arbeiterklasse und ihre Rolle in der Gesellschaft („Ende der Arbeitsgesellschaft“, „Verbürgerlichung der Arbeiterklasse“), wo neben ideologischen Kämpfen auch epistemische und methodologische Auseinandersetzungen ausgetragen werden. Etwas später kommt die beginnende Migrationsforschung hinzu. Wichtig für die Etablierung der Biographieforschung sind auch neue Strömungen in der Geschichtswissenschaft, wo sich neben und zum Teil auch gegen andere kritische Positionen die Idee einer „Geschichte von unten“ artikuliert und Konzepte der *Oral History* entwickelt werden.

In diesen Ansätzen werden, bei aller Unterschiedlichkeit im Detail, die Erzählungen der „einfachen Leute“ bedeutsam gemacht, methodisch angeregt und theoretisch fundiert, unter anderem durch soziolinguistische Arbeiten zur Erzählforschung und Konversationsanalyse, die sich ebenfalls für Alltagsgespräche und -erzählungen interessieren. Die Beispiele ließen sich fortsetzen.

mals um eine Begründung sozialer Maßnahmen, die nicht primär auf religiösen oder moralischen Imperativen der Wohltätigkeit basierte, sondern auf einer empirischen Analyse der Lebensverhältnisse, Erfahrungen und Handlungsperspektiven der beteiligten Akteurinnen und Akteure und auf Vorstellungen einer „vernünftigen“ gesellschaftlicher Organisation.

11 Unglücklich ist diese Bezeichnung insofern, als damit einer dualistischen Frontstellung „qualitativ versus quantitativ“ Vorschub geleistet und zugleich das Anliegen des Interpretativen Paradigmas unzulässig reduziert und in seinem Kern verkannt wird. Zudem werden nicht nur „falsche“ Differenzen nahegelegt, sondern wichtige methodologische und theoretische Differenzen innerhalb der sogenannten „qualitativen Methoden“ übersehen.

Viele dieser Debatten greifen zur theoretischen Fundierung der Kritik an Surveyforschung und gesellschaftlichen „Makro“-Theorien, die die eigensinnige Logik der Subjekte und ihrer Alltagspraxen ausblenden, auf Konzepte der Chicagoer Soziologie, den Symbolischen Interaktionismus und die Sozialphänomenologie zurück. Dazu kommen lebendige Forschungskontakte zur interpretativen Sozialforschung der „zweiten Generation“, insbesondere zu Anselm Strauss und seinem Arbeitszusammenhang. Wichtige Protagonisten der deutschsprachigen Biographieforschung, Fritz Schütze, Gerhard Riemann und auch Wolfram Fischer, haben hier neben anderen gewiss eine Brückenfunktion zwischen der US-amerikanischen und der deutschsprachigen Sozialforschung gehabt.

Der Blick der Biographieforschung richtet sich auf Alltagsleben und Arbeitsleben, auf Alltagskultur, auf Erfahrungen und vor allem auf Lebensgeschichten – insbesondere von Angehörigen jener gesellschaftlichen Gruppen und Schichten, die dem gesellschaftlichen „Unten“ oder den „Rändern“ zugeordnet, die im wissenschaftlichen Mainstream wenig gehört und eher „beforscht“ wurden.

In dieser (wissenschafts-)politischen Positionierung steckt eine über den historischen Kontext hinausreichende methodologische und theoretische Kritik an Forschungszugängen, die den „subjektiven Faktor“ übersehen oder das Subjekt allein als psychologisches Ensemble oder als abhängige Variable sozialer Bedingungen konzipieren und deshalb aus soziologischen Analysen weitgehend ausklammern. Mit der Biographieforschung eröffnet sich nun eine Perspektive, mit der Subjektivität als wichtige Dimension soziologischer Gesellschaftsanalysen anerkannt wird. Damit werden auch Themen bearbeitet, die lange Zeit eher an den Rändern der Disziplin gelegen hatten, etwa zu Identität, Leiblichkeit oder Zeit.¹²

Kurz: In den 1980 Jahren entfaltet die skizzierte Gemengelage aus Interessen, Themen, Kritik und engagierter Forschung eine enorme Produktivität, die zur Ausarbeitung und Etablierung einer theoretisch und methodisch anspruchsvollen, zugleich vielfältigen und durch empirische Arbeiten fundierten Biographieforschung führt. Auch hier möchte ich einige Punkte festhalten, die durchaus Parallelen bzw. Kontinuitäten zur Chicagoer Biographieforschung aufweisen, aber auch Unterschiede erkennbar machen.

(1) Bemerkenswert ist erstens, dass sich das Paradigma in interdisziplinären Diskursen entfaltet. Durchlässigkeiten, disziplinäre Mehrfachzugehörigkeiten und Grenzgänge prägen auch die Biographien vieler Protagonistinnen und Protagonisten und befruchten die theoretische und methodische Ausarbeitung.

(2) Eine Parallele bilden auch das Interesse an der, ja das Engagement für die Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse und der Bezug auf soziale Praxiskontexte. Diese sind teilweise durchaus mit ähnlichen Vorstellungen einer direkten Einwirkungsmöglichkeit verbunden, wie sie seinerzeit der optimistischen Idee einer „Sozialtechnologie“ inhärent gewesen waren, teilweise aber auch mit dem „bescheideneren“ Anspruch der wissenschaftlichen Reflexion sozialer Praxis (vgl. Schütze 1992). Beispielhaft hierfür ist die seit den 1970er Jahren an der Universität Kassel begründete Tradition der Verknüpfung von Studium, Forschung und professioneller Praxis im

12 Zu diesen Themen liegen auch wichtige Arbeiten von Wolfram Fischer vor (z.B. 1986a, b, 1999a, b und 2006).

Bereich der Sozialen Arbeit¹³. Ähnliche Bezugnahmen der Biographieforschung auf soziale und professionalisierte Praxisfelder wurden, zeitlich später, auch für die Bildungsarbeit, Beratung, Pflege, Medizin und andere Kontexte professioneller Arbeit (vgl. Dausien u.a. 2008) entwickelt. Seit etlichen Jahren sind auch außeruniversitäre Fortbildungskonzepte für biographieorientierte pädagogische Arbeit entstanden, die wissenschaftlich rückgebunden sind.

(3) Schließlich sehe ich eine Parallele zur ersten Phase der Etablierung des biographiewissenschaftlichen Paradigmas darin, dass auch die jüngere Biographieforschung auf sozialen Wandel reagiert, und zwar insbesondere auf die neuen (oder neu und populär beschriebenen) Formen der Individualisierung. Seit den 1980er Jahren wird der Zusammenhang zwischen Individualisierung, Biographie und Spät- oder Postmoderne vor allem theoretisch reflektiert (z.B. Hahn 1988; Alheit 2000, Alheit/Brandt 2006; Schäfer/Völter 2009). Im Unterschied zu den theoretischen Konzepten, die dem *Polish Peasant* zugrunde lagen, wird dieser Konnex jedoch nicht als wechselseitige Relation zwischen *life-record* und einer gesellschaftlichen Struktur gedacht, sondern als vielschichtige soziale Konstruktion, die nicht auf „allgemeine Gesetze“ rückführbar ist, sondern als gesellschaftliche „Singularität“, als individuelle Konfiguration allgemeiner gesellschaftlicher Verhältnisse begriffen wird. Man könnte sagen: „Biographie“ wird als sozial und historisch „gebrochene“ Konstruktion theoretisiert und empirisch rekonstruiert. Eine durch die Bourdieusche Kritik und durch macht- und diskurstheoretische Ansätze z.B. im Anschluss an Foucault aufgeklärte Biographieforschung interessiert sich für Differenzen und Machtverhältnisse, die in biographische Konstruktionen hineinwirken und durch sie hindurch gehen. Mit dieser theoretischen These stellen sich zugleich neue methodologische Herausforderungen, die im Konzept der rekonstruktiven Sozialforschung wichtige Grundlagen für ihre Bearbeitung, aber gewiss noch keine befriedigende Lösung gefunden haben.¹⁴

Insgesamt lässt sich für den deutschsprachigen Kontext sagen, dass in den 1970er und 1980er Jahren die Biographieforschung nicht nur wiederentdeckt wurde, sondern sich erfolgreich als Paradigma etablieren konnte. Die Institutionalisierung und Etablierung von Biographieforschung im Feld der Wissenschaft vollzieht sich insbesondere seit den 1990er Jahren. In den Fachgesellschaften bilden sich eigenständige Organisationseinheiten, vor allem in der Soziologie und Erziehungswissenschaft¹⁵. Die Sektionen haben steigende Mitgliederzahlen zu verzeichnen; Zeitschriften¹⁶ und Pub-

13 Diese Tradition ist in ihren Anfängen (im deutschsprachigen Kontext) vor allem mit den Namen Fritz Schütze und Gerhard Riemann verbunden. Mittlerweile hat sich ein Netzwerk Rekonstruktive Sozialarbeitsforschung mit eigener Publikationsreihe und Tagungskultur etabliert.

14 Die Frage, wie mit Mitteln der Fallrekonstruktion nicht nur genaue Analysen einer je individuellen biographischen Konstellation in ihrem jeweiligen gesellschaftlich-historischen Kontext zu leisten ist, sondern wie zugleich systematisch Erkenntnisse über gesellschaftliche Strukturen und ihren Wandel gewonnen werden können, ist nach wie vor eine große methodologische Herausforderung für die sozialwissenschaftliche Biographieforschung (vgl. z.B. Alheit 2009 oder die Arbeiten von Rosenthal zu Biographien im Kontext der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts, z.B. Rosenthal 1997).

15 Dies gilt für die deutschen Organisationen Deutsche Gesellschaft für Soziologie und Deutsche Gesellschaft für Erziehungswissenschaft, aber auch auf internationaler Ebene (z.B. das *Research Committee on Biography and Society* in der *International Sociological Association*, das *Network Life History and Biographical Research* in der *European Society for Research on the Education of Adults*).

16 Neben BIOS, die sich im Schnittpunkt von *Oral History*, Geschichtswissenschaft, Soziologie und Erziehungswissenschaft etabliert hat, ist dies im deutschsprachigen Raum vor allem die Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung (ZBBS), die seit 2005 unter dem Namen Zeitschrift

likationsreihen werden gegründet. Professuren werden besetzt. Dazu kommt eine enorme Professionalisierung der methodologischen und methodischen Ansätze; biographische Forschungsansätze differenzieren sich aus. Methodenseminare in Hochschulen und auf dem freien Markt, Handbücher und Artikel zeigen an, dass Biographieforschung zum Kanon qualitativer Forschung gehört und neben Ethnographie und Diskursanalyse ein starkes Paradigma ist. – Ist also, unter dem Strich, die Geschichte der Biographieforschung eine „Erfolgsgeschichte“? Ich komme zu meinem letzten Punkt.

3. Was nun? Gedanken zur Biographieforschung der Gegenwart

Wo steht Biographieforschung heute? Was ist aus den Ansprüchen geworden? Ich möchte abschließend einige vorsichtige Beobachtungen, Thesen und Fragen formulieren:

(1) Zunächst einmal sehe ich in dem angedeuteten Prozess eine Normalisierung und Integration. Biographieforschung ist zur „Normalwissenschaft“ (Kuhn) geworden. Dies geht – so mein Eindruck – einher mit einer Re-Disziplinierung bzw. einem Zurückgehen interdisziplinärer Kooperationen und Forschungsansätze. Hier gibt es vermutlich einen Zusammenhang mit den neuen Steuerungspolitiken in den Hochschulen, die Inter- und Transdisziplinarität eher bestrafen, auch wenn sie auf der Vorbühne des Wissenschaftsmanagements gefordert werden. Andererseits gibt es aber auch immer wieder Ansätze der interdisziplinären Vernetzung und Verknüpfungen mit anderen methodischen Ansätzen (vgl. Völter u.a. 2009).

(2) Damit bin ich beim zweiten Punkt: Als besonders erfolgreich hat sich, meinem Eindruck nach, der methodisch-empirische Strang der Biographieforschung erwiesen. Hier gibt es Weiterentwicklungen, ebenso gibt es immer wieder neue empirische Studien, Graduiertenkollegs, Forschungsgruppen. Die theoretische Diskussion der Biographieforschung scheint mir dagegen wenig Neues zu bringen. Sind die Kernfragen geklärt? Sind alle relevanten Theorieperspektiven formuliert? Gibt es keine neuen Fragen?

(3) Ich persönlich denke, es ist notwendig, die Grundthese des Zusammenhangs zwischen gesellschaftlicher Formation und Formaten des Biographischen noch weiter zu treiben. Dabei geht es dann nicht nur um die Frage, welche Formen der biographischen Thematisierung sich in bestimmten gesellschaftlichen Konstellationen oder Figurationen herausbilden, es geht vielmehr auch darum, die Biographieforschung selbst als Produkt solcher Zusammenhänge kritisch zu reflektieren. Es spricht einiges dafür, Biographieforschung als *das* wissenschaftliche Paradigma der „reflexiven Moderne“ zu begreifen. Zumindest bietet die Gesellschaftsdiagnose der Individualisierung ein gutes Terrain für den Erfolg des Paradigmas. Anders gesagt: Biographieforschung erforscht nicht nur Prozesse der gesellschaftlichen Individualisierung, sondern ist deren adäquates Denkmodell.

Eine solche Passung erzeugt blinde Flecken. Es ist deshalb erforderlich, zunächst die Diagnosen des Neoliberalismus, die eine weitreichende gesellschaftliche Umstrukturierung konstatieren, ernst zu nehmen und mit den Mitteln der Biographieforschung empirisch und theoretisch genauer in den Blick zu nehmen, insbesondere

für qualitative Forschung firmiert und einen deutlichen Schwerpunkt auf methodologische und methodische Fragen setzt.

solche, die sich auf neue Selbstverhältnisse wie das „unternehmerische Selbst“ (Bröckling 2007), das sich selbst organisierende, selbst-lernende und sich selbst managende Subjekt beziehen.

Dabei geht es um eine kritische Überprüfung der Diagnosen selbst, zugleich aber um eine empirische Analyse der diagnostizierten Verhältnisse: Welche Modi und Formate biographischer Selbstkonstruktion sind gegenwärtig gesellschaftlich funktional, welche werden mit welchen Medien, Strategien und Institutionen produziert, „trainiert“, vorangetrieben, welche werden nicht mehr gebraucht und vergessen oder verunmöglicht? Ich denke hier zum Beispiel an so mächtige „Biographiegeneratoren“ (Hahn 1988) wie die Politik des Lebenslangen Lernens, an Möglichkeiten und Verantwortlichkeiten für die Gestaltung des eigenen Körpers/der eigenen Gesundheit, einschließlich der Geschlechtlichkeit, oder an die neuen technisch und medial vermittelten Formen von Sozialität und an den Umgang mit biographischen Massendaten. Wie gehen konkrete Subjekte in konkreten sozialen Kontexten mit den womöglich neuen Imperativen biographischer Selbst-Konstruktion um? Welche Effekte haben solche biographisierenden Praxen für Gesellschaften und ihre Individuen? Wie verändern sich langfristig Formen der Erfahrungsaufschichtung und Prozessstrukturen von Lebensgeschichten?

Über solche Forschungsfragen hinausgehend muss aber auch die Biographieforschung sich selbst in die Analyse einbeziehen. Biographieforschung ist nicht nur Beobachterin, sondern auch Akteurin und Mittäterin. Sie „schraubt mit“ an der Spirale individueller Reflexionstechniken und Selbst-Modelle. Und sie forciert damit womöglich eine gesellschaftliche Entwicklung, die sie gerade eben noch kritisch kommentiert hat.

Eine Auseinandersetzung mit Fragen dieser Art halte ich nicht allein aus wissenschaftlichen Erwägungen für relevant, sondern auch und ganz besonders mit Blick auf wissenschaftlich fundierte professionelle Praxen. Damit komme ich zu meinem letzten Gedanken.

(4) In den letzten Jahren haben sich, wie angemerkt, im Zuge der Ausbildung pädagogischer und sozialer Berufe an Hochschulen und anderswo zunehmend Konzepte professioneller Biographieorientierung – biographische Beratung, Biographiearbeit, biographieorientierte Didaktik usw. – entwickelt. So sehr diese mit der Idee von Subjektorientierung, *empowerment*, emanzipatorischer Bildung und Kritik verbunden sein mögen, so sehr stehen sie doch in der Gefahr, neue Formen der Kontrolle und der Selbst-Regierung zu befördern. Zugespitzt gesagt: Ist die Vision einer „vernünftigen Sozialtechnologie“ aus dem historischen Kontext der Chicagoer Soziologie – nach einer Phase kritischen Selbstverständnisses – nicht längst in der neoliberalen Wirklichkeit verfeinerter biographischer Selbsttechnologien angekommen? Welche Widersprüche, welche Handlungspotenziale stecken in diesem Zusammenhang?

Hier gibt es neue Forschungsaufgaben, aber auch eine Verantwortung der Biographieforschung, die von ihr selbst mitgestaltete Herstellung und die Gebrauchsweisen biographischen Wissens in Wissenschaft und gesellschaftlicher Praxis kritisch zu untersuchen.

LITERATUR

- Alheit, Peter (2000): Biographie und „modernisierte Moderne“: Überlegungen zum vorgebliehen „Zerfall“ des Sozialen. In: Zeitschrift für Qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung 1 (1), 151-165.
- Alheit, Peter (2009): Biographie und Mentalität. Spuren des Kollektiven im Individuellen. In: Völter, Bettina, Bettina Dausien, Helma Lutz und Gabriele Rosenthal (Hg.): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2. Aufl., 21-45.
- Alheit, Peter und Morten Brandt (2006): Autobiographie und ästhetische Erfahrung: Entdeckung und Wandel des Selbst in der Moderne. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Alheit, Peter, Bettina Dausien, Wolfram Fischer-Rosenthal, Andreas Hanses und Annelie Keil (Hg.) (1999): Biographie und Leib. Gießen: Psychosozial.
- Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bulmer, Martin (1984): The Chicago School of Sociology. Institutionalization, Diversity, and the Rise of Sociological Research. Chicago und London: The University of Chicago Press.
- Dausien, Bettina, Andreas Hanses, Lena Inowlocki und Gerhard Riemann (2008): Die Analyse, Selbstreflexion und Gestaltung professioneller Arbeit. Biografieanalytische und andere interpretative Zugänge. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research [Online Journal], 9(1). Verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/fqs/fqs-d/inhalt1-08-d.htm>.
- Fischer, Wolfram (1986a): Alltagszeit und Lebenszeit in Lebensgeschichten von chronisch Kranken. In: Hurrelmann, Klaus (Hg.): Lebenslage, Lebensalter, Lebenszeit. Basel: Beltz, 157-171.
- Fischer, Wolfram (1986b): Prekäre Leiblichkeit und Alltagszeit. Kontingenz und Rekurrenz in der Zeiterfahrung chronisch Kranker. In: Fürstenberg, Friedrich und Ingo Möhrh (Hg.): Zeit als Strukturelement von Lebenswelt und Gesellschaft. Linz: Trauner, 237-256.
- Fischer, Wolfram und Martin Kohli (1987): Biographieforschung. In: Voges, Wolfgang (Hg.): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung. Opladen: Leske und Budrich, 25-49.
- Fischer, Wolfram (2006): Über die allmähliche Verfertigung des Selbst beim Sprechen von sich. Begrenzung und Entgrenzung der Erinnerung im autobiographischen Dialog. In: Strauss, Bernhard und Michael Geyer (Hg.): Psychotherapie in Zeiten der Globalisierung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 307-336.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1991a): William I. Thomas & Florian Znaniecki: “The Polish peasant in Europe and America”. In: Flick, Uwe, Ernst von Kardorff, Heiner Keupp, Lutz von Rosenstiel und Stephan Wolff (Hg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden, Anwendungen. Weinheim: Beltz, Psychologie Verlags Union, 115-118.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1991b): Zum Konzept der subjektiven Aneignung von Gesellschaft. In: Flick, Uwe Ernst von Kardorff, Heiner Keupp, Lutz von Rosenstiel und Stephan Wolff (Hg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden, Anwendungen. Weinheim: Beltz, Psychologie Verlags Union, 78-89.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1991c): Biographische Methoden in der Soziologie. In: Flick, Uwe Ernst von Kardorff, Heiner Keupp, Lutz von Rosenstiel und Stephan Wolff (Hg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden, Anwendungen. Weinheim: Beltz, Psychologie Verlags Union, 253-256.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1999a): Biographie und Leiblichkeit. Zur biographischen Arbeit und Artikulation des Körpers. In: Alheit, Peter, Bettina Dausien, Wolfram Fischer-Rosenthal, Andreas Hanses und Annelie Keil (Hg.): Biographie und Leib. Gießen: Psychosozial, 15-43.

- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1999b): Melancholie der Identität und dezentrierte biographische Selbstbeschreibung. Anmerkungen zu einem langen Abschied aus der selbstverschuldeten Zentriertheit des Subjekts. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 12 (2), 143-168.
- Werner Fuchs-Heinritz (2005): Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 3., überarbeitete Auflage.
- Hahn, Alois (1987): Identität und Selbstthematisierung. In: Hahn, Alois und Volker Kapp (Hg.): Selbstthematisierung und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 9-24.
- Hahn, Alois (1988): Biographie und Lebenslauf. In: Brose, Hanns-Georg und Bruno Hildenbrand (Hg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen: Leske und Budrich, 91-105.
- Heinze, Thomas, Hans-Werner Klusemann und Hans-Georg Soeffner (Hg.) (1980): Interpretationen einer Bildungsgeschichte. Überlegungen zur Sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. Bensheim: Päd. Extra Verlag.
- Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 37, 1-29.
- Kokemohr, Rainer und Winfried Marotzki (Hg.) (1989): Biographien in komplexen Institutionen. Studentenbiographien I. Frankfurt am Main, Bern, New York, Paris: Peter Lang.
- Kuhn, Thomas S. (1967): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Suhrkamp, Frankfurt am Main: Suhrkamp (2. Auflage 1976).
- Lakatos, Imre (1982): Die Methodologie der wissenschaftlichen Forschungsprogramme. Braunschweig, Wiesbaden: Vieweg.
- Marotzki, Winfried und Rainer Kokemohr (Hg.) (1990): Biographien in komplexen Institutionen. Studentenbiographien II. Weinheim: Deutscher Studienverlag.
- Nassehi, Armin (1994): Die Form der Biographie. Theoretische Überlegungen zur Biographieforschung in methodologischer Absicht. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 7 (1): 46-63.
- Riemann, Gerhard (2015): Chicagoer Schule. In: Bohnsack, Ralf, Winfried Marotzki und Michael Meuser (Hg.): Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung. Stuttgart: UTB, 3., durchgesehene Aufl., 26-29.
- Rosenthal, Gabriele (Hg.) (1997): Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoa und von Nazi-Tätern. Gießen: Psychosozial.
- Schütze, Fritz (1977): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien / Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie, Nr. 1.
- Schütze, Fritz (1987): Symbolischer Interaktionismus. In: Ammon, Ulrich, Norbert Dittmar und Klaus J. Mattheier (Hg.): Sociolinguistics / Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. Berlin und New York: Walter de Gruyter, 520-553.
- Schütze, Fritz (1992): Sozialarbeit als „bescheidene“ Profession. In: Dewe, Bernd, Wilfried Ferchhoff und Frank-Olaf Radtke (Hg.): Erziehen als Profession. Zur Logik professionellen Handelns in pädagogischen Feldern. Opladen: Leske und Budrich.
- Thomas, William I. and Florian Znaniecki (1958): The Polish Peasant in Europe and America. New York: Dover Publications.
- Unger, Hella von, Petra Narimani und Rosaline M'Bayo (Hg.): Forschungsethik in der qualitativen Forschung. Reflexivität, Perspektiven, Positionen. Wiesbaden: Springer.